

Leseprobe aus dem Roman „Sendbo-o-te“  
von Yoko Tawada.

©Konkursbuch Verlag Claudia Gehrke

ISBN 978-3-88769-688-7

Mumey saß, in einen blauen Schlafanzug aus Seide gekleidet, wie angeheftet auf dem Boden. Er sah aus wie ein Küken. Das lag wohl daran, dass sein Kopf für seinen langen, dünnen Hals zu groß war. Seine seidenfeinen Haare waren nass von Schweiß und klebten fest an seiner Kopfhaut. Die Augen leicht geschlossen, bewegte er seinen Kopf, als wollte er mit den Ohren die Luft erkunden. Und das Geräusch der Fußstapfen, draußen, auf dem Sandweg, mit dem Trommelfell auffangen. Die Fußstapfen werden lauter und lauter, bis man plötzlich keine mehr hört. Eine Schiebetür nimmt ratternd wie ein Güterzug Fahrt auf. – Und als Mumey die Augen öffnet, blendet ihn die Morgensonne, – gelb wie eine geschmolzene Löwenzahnblüte. Er zieht seine Schultern kraftvoll nach hinten, streckt die Brust nach vorne und, als würden sich Flügel ausbreiten, streckt er seine Arme aus.

Schwer atmend kommt Yoshiro heran. Er lächelt, wobei sich tiefe Falten an seinen Augenwinkeln bilden. Als er ein Bein vorstreckt und sich niederbeugt, um einen Schuh auszuziehen, tropft der Schweiß von seinem Gesicht.

Jeden Morgen mietet sich Yoshiro beim »Hunde-Verleih« an der Kreuzung vor dem Damm einen Hund und rennt mit ihm dreißig Minuten das Flussufer entlang. In der wasserarmen Zeit schnurrt der Fluss zu einem silbernen Bändchen zusammen, das in eine sehr weite Ferne zu fließen scheint. – Früher haben die Leute dieses nutzlose Herumrennen »jogging« genannt, aber gleichzeitig mit dem Verschwinden der Fremdwörter hat man irgendwann angefangen, von *kakeochi* zu reden, von »Durchbrennen« oder »Ausreißen«, und zwar zu zweit. Es begann damit, dass man scherzhaft sagte »Wenn man miteinander durchbrennt, fällt der Blutdruck!« – Das Wort ist dann in Mode gekommen und hat sich eingebürgert. Mumeys Generation hat schon längst vergessen, dass zwischen jenem *Durchbrennen* und Liebe irgendein Zusammenhang bestehen könnte.

[...]

[...]

Die weißen Keramikklingen dringen ein. Der orangefarbene Saft quillt und fließt hervor. – Er wollte kein Blut und auch keine Tränen vergießen, nur Tag für Tag, wie aus einer Wunde, stetig orangefarbenen Fruchtsaft hervorquellen lassen. *So* hätte er leben wollen. Das Festliche und Wärme des Orangefarbenen, das Saure, das den Körper zusammenzieht, und auch das Süße in sich aufnehmen, bis man die Sonne im Magen spürt.

Yoshiro goss den frischen Orangensaft sorgfältig und ohne einen Tropfen zu verschwenden aus einem Gefäß in ein Glas, nahm die schon fast leeren Orangenhälften in seine rechte Hand und presste sie mit aller Kraft zusammen, um ihnen auch den letzten Tropfen abzutrotzen. Als Mumey fragte:

»Warum trinkst du nichts, Urgroßvater?«,  
antwortete er:

»Ich konnte heute nur eine Orange kaufen. Und Kinder, weißt du, die müssen noch lange leben. Sie haben bei allem den Vorrang!«

Mumey erwiderte in einem singenden Ton:

»Erwachsene können leben, auch wenn die Kinder sterben. Wenn die Erwachsenen aber sterben, dann können die Kinder auch nicht mehr leben.«

Yoshiro schwieg. Immer, wenn er sich vorzustellen versuchte, wie es nach seinem Tod Mumey wohl ergehen würde, war es ihm, als renne er gegen eine Wand. Die Zeit nach seinem Tod existierte für ihn nicht. Er gehörte zu den Alten, die nicht sterben konnten. Und die die entsetzliche Last tragen mussten, dem Sterben ihrer Urenkel zuzuschauen.

Vielleicht hinterlassen die Urenkel ihnen ja eine neue Zivilisation.

Mumey verfügte seit seiner Geburt über eine sonderbare und rätselhafte Weisheit, eine neue Weisheit, wie er sie bei anderen Kindern bisher noch nicht gesehen hatte.

Als seine Tochter Amana so alt war wie Mumey heute, musste er die Schachtel mit den Süßigkeiten abschließen, sonst hätte sie die Plätzchen und die Schokoladenriegel bis zum letzten Stück aufgegessen. Wenn er sie tadelte, endete es immer in einem Streit.

»Du solltest nicht so viel Süßigkeiten auf einmal essen!«

»Warum?«

»Das tut dir nicht gut.«

»Wieso?«

»Weil du dann keinen Appetit auf nahrhaftes Essen mehr hast. Und das führt zu Vitaminmangel.«

»Wenn ich also auch nahrhaftes Essen esse, dann darf ich so viel Süßes haben, wie ich will?!«

»Natürlich nicht.«

»Wieso?«

Erschöpft von diesem sinnlosen Hin-und-Her schrie Yoshiro schließlich:

»Wenn ich nein sage, dann heißt das auch nein!«

Es ging ihm nicht darum, sich durchzusetzen. Aber kaum dass sie sprechen gelernt hatte, hörte man aus ihrem Mund nur noch *Ich will das machen! Ich will das haben! Ich will, ich will!* – In einem demokratischen Kampf hätten die Eltern verloren. Und das autoritäre Gehabe hatte darum nur den Zweck, die verletzlichen und schlafmützigen Eltern zu schützen.

Die Gier seiner Tochter kannte keine Grenzen. Sie aß Süßigkeiten, bis es ihr schlecht wurde. Sie rührte sich solange nicht vom Schaufenster des Spielwarenladens weg, bis Yoshiro ihr kaufte, was sie wollte. Wenn sie anderen Kindern ihre Plätzchen oder Spielzeuge aus der Hand riss, griff Yoshiro ein. Die Rolle der Tochter war, ihr Begehren auszuleben, die des Vaters, ihrem Begehren Einhalt zu gebieten. Als kleines Kind hatte sie das noch hingenommen. Aber ihre Stimme wurde Tag für Tag kräftiger, ihr Wortschatz größer, und ihre Debattierkunst nahm zu. Jeden Tadel zahlte sie zehnfach mit messerscharfen Worten heim. Verwundet und

blutig wünschte sich Yoshiro dann, dass sie sich mit Bergen von Eis kräftig den Magen verdürbe; aber er verlor doch nie die Überzeugung, dass er ihr nützliche Dinge beibringen kann. Wenn sie es nur einmal auch so machte, wie er es ihr sagte, wäre doch alles gut. Die Tochter aber machte ihn mit ihrer Widerborstigkeit rasend. Ganz anders als Amana aß Mumey nie zuviel. Und niemals nahm er etwas in den Mund, was er nicht essen sollte. Aber Yoshiro hatte ihm nichts, nichts über das Leben beizubringen. Und das machte ihn so traurig und verzweifelt, dass er die zu Fäusten geballten Hände gegen seine Augen presste, als wollte er sie zerdrücken.

In der Zeit, als sein Enkel Tomo noch leicht genug war, dass er ihn stemmen konnte, hat sich Yoshiro auf den Tag gefreut, an dem er ihm nützliche Ratschläge fürs Autofahren geben könnte. – Die Leute glauben, dass ein Autor über Einbildungskraft verfügt. Aber Yoshiro hätte sich nie vorstellen können, dass eines Tages die Autos von den Straßen verschwinden. Um etwas für die Zukunft des Enkels zu tun, der partout nicht studieren wollte, hatte Yoshiro ihm ein Sparbuch geschenkt, mit einem Guthaben, das für eine dreijährige Ausbildung auf einer Berufsschule gereicht hätte. Aber Tomo hat das Konto bei der Bank aufgelöst und alles Geld in eine Sporttasche gesteckt, mit der er sich wie ein Dieb aus dem Staub machte. Yoshiro erfuhr von der Kontoauflösung aus Dokumenten, welche die Bank ihm

zugeschickt hatte. Er hätte aus der Haut fahren können. Einen Monat später meldete eine Großbank nach der anderen Konkurs an und die Kunden, die ihre Ersparnisse verloren hatten, konnten sich nur an dem Gerücht festhalten, dass irgendwann einmal ihr Verlust kompensiert werden würde. – Vor Wut schnaubende Klienten mit hochroten Gesichtern stürmten die Filialen der Banken, nur um dort in Anzüge gekleidete und in Schweiß gebadete Männer vorzufinden, die aufgereiht dastanden, tief die Köpfe neigten, sich noch tiefer verbeugten und unablässig entschuldigten: Den ganzen schwülen Tag lang standen sie in einem Hagel von wüstesten Beschimpfungen und Beleidigungen, am Abend im Regen, der ihre Kleidung durchtränkte, und heftig umschwärmt von Moskitos, die munter zustachen. Derweil verbeugten und entschuldigten sich die Herren Bankangestellten ohne Unterlass weiter, bis die Kunden vorläufig ihres Ärgers überdrüssig waren und nach Hause gingen. – Später las man in der Zeitung, dass diese Herren so genannte *Sorry-men* waren, die stundenweise dafür angeheuert worden waren, vor den Bankfilialen professionelle Kratzfüße zu machen. – Tomo, der den Banken nie getraut hatte, hatte die ökonomischen Machenschaften klarer durchschaut als Yoshiro, der ja geglaubt hatte, dass Sparkonten das Dasein sicherer machen. In Bezug auf Berufsschulen hatte Tomo übrigens auch recht gehabt. Ein paar Jahre später las Yoshiro in einer Zeitung diesen Artikel eines so genannten Zeitkritikers:

[...]

Aus dem Nachbarhaus hörte er ein Mädchen singen; ihre Stimme schien vom blauen Himmel gleichsam aufgesogen zu werden:

»Libelle, Libelle, wo fliegst du hin, so schnelle?«

Der hohe helle Laut *li* in *Libelle* brachte, wie es ihm schien, seine Schädeldecke zum Vibrieren. Hatte die Besitzerin dieser jungen Stimme jemals eine Libelle gesehen? – Wohl kaum. Yoshiro selbst konnte sich nicht mehr erinnern, wann er das letzte Mal eine entdeckt hatte. Das Mädchen hatte sie zwar nie sehen können, aber in ihrem Lied schwebte sie, die Libelle, mit ihren halbdurchsichtigen Flügeln und ihrem langen, dünnen, eingekerbten Körper. Sie schießt ein kleines Stück schnurstracks nach vorne, für einen Moment bleibt sie in der Luft stehen; dann entgleitet sie in die unerwartetste Richtung. Wie bezaubernd und unbegreiflich es ist, wenn sie, und sei es nur für einen Augenblick, an einer Stelle in der Luft anhält und ver-

weilt. – Yoshiro hätte Mumey wenigstens einmal eine echte Libelle zeigen wollen.

Die Stimme des kleinen Mädchens drang ganz deutlich durch die Wände ihrer Notunterkunft. Ihr einsames Lied hörte auf, und die Stimme einer Frau sagte: »Wir sollten jetzt zur Schule gehen.« – Manchmal sah Yoshiro das Nachbarmädchen und die Frau, die für sie sorgte, vor dem Haus auf der Straße; wenn es Zeit war, zur Schule zu gehen. Aber nie konnte er dabei das Gesicht des Kinds sehen, weil es immer eine Art weißen Raumanzug trug. Er hatte längst erkannt, dass das eine solarbetriebene Kompressionsbekleidung zur Stützung der Muskeln der Kleinen war. – Als Mumey einmal sagte: »Wie hübsch sie in ihrem Anzug aussieht!« – spürte auch Yoshiro, dass da eine gewisse Schönheit im Spiel war, die mit dem Raumanzug allein nichts zu tun hatte. Vielleicht die Schönheit einer Zeit, die noch nicht angekommen war. Er erinnerte sich daran, dass die jungen Frauen früher Kleidung trugen, welche die Rundungen ihrer Hüften und die Größe ihrer Brüste betonten und absichtlich vom Nacken und den Oberschenkeln so viel Haut sehen ließen, als es eben möglich war. Wenn er aber das Mädchen wie eine weiße Wolke vorbeikommen sah, kam ihm nicht das Wort *sexy* in den Sinn, sondern das altmodische *anmutig* oder *zauberhaft*.

Das Mädchen und Mumey verließen zwar immer ungefähr zur gleichen Zeit das Haus, aber sie ging in eine Schule, die einem Forschungsinstitut angeschlos-

sen war und nur von ausgewählten Schülern besucht werden durfte. Diese offensichtlich besonders begabten Kinder erhielten hier eine Spezialerziehung.

Die erwachsene Frau, die für das Mädchen sorgte, ließ sich nie auf ein beiläufiges Geplauder ein und wendete sich nach einer kurzen und förmlichen Verbeugung sofort wieder ab. Früher hätte Yoshiro sofort versucht, mit einem *Furchtbar heiß heute!* oder einem *Eine Kälte heute!* oder einem *Es wird noch regnen!* ein Gespräch über das Wetter anzuzetteln, aber es war schwierig geworden, über das Wetter zu sprechen, seit sich Kälte und Hitze zu einer trockenen Feuchtigkeit zusammengenäht hatten, die mit der Haut ein übles Spiel trieb. Mit der Haut, aber auch mit der Sprache der Menschen: Kaum sagten sie: *Es ist heiß geworden!*, fröstelte es sie wieder. Und mitten im Satz: *Die Kälte heute Morgen ist wirklich unerträglich!*, stand ihnen schon wieder der Schweiß auf der Stirn.

Einen Monat vorher hatte jemand ein Plakat an der Außenwand der Grundschule angebracht: *Keiner spricht mehr über das Wetter oder die Revolution!* Es handelte sich um die Parodie eines berühmten Zitats, das im Original *Alle sprechen über das Wetter, aber ich spreche über die Revolution!* lautete.

Am nächsten Tag schon hatte es jemand abgerissen.

Aber nicht nur Hitze und Kälte, auch Hell und Dunkel waren nicht mehr eindeutig voneinander zu

unterschieden. Du starrst in den aschgrauen Himmel und denkst: *Was für ein trüber Tag!* – da blendet dich plötzlich, als wäre hinter den Wolken eine gewaltige Glühbirne eingeschaltet worden, ein so helles Licht, dass du dich unwillkürlich abwendest. Oder du kneifst deine Augen zusammen und denkst: *Was für ein stürmischer Tag!* – da erstarrt die Luft plötzlich, als wäre sie auf der Stelle gefroren. Wenn die Sonne untergeht, leuchten die Konturen der Dächer kurz auf. Wenn du dann, weil es zu dunkel wird, um die Zeitung zu lesen, das elektrische Licht einschaltest, wird es vom Papier eingesaugt und zieht dabei die Buchstaben mit sich in die Finsternis. Wenn du dann am Abend das Licht ausschaltest, leuchtet der Mond so hell, dass du nicht einschlafen kannst. Du denkst, dass der Mond doch unmöglich so hell sein kann, öffnest das Fenster und kannst keinen Mond finden. Nur die Mine eines Bleistifts, die auf der Straße liegt, scheint dich anzuleuchten. Die Straßenlaternen und die Lichter im Haus sind ja alle erloschen. Es ist, als würde die Nacht dich auffordern, sie doch einfach als Nacht hinzunehmen. Aber warum ist der Moment, in dem die Nacht am tiefsten scheint, auch der Moment, in dem die Morgendämmerung beginnt?

Mumey zog sich gerade seine Schuhe an, als Yoshiro, wie vom Lied des Mädchens angelockt, von der Südseite aus in den Hof des Nachbarhauses eintrat. Die provisorischen Häuser hatten weder Zäune noch Hecken. Yoshiro musste sich ein wenig recken, um in das Haus

hineinzuschauen. Er konnte nur eine Kommode und einen Tisch sehen, aber keine Spur von einem Menschen. Auf dem Fensterbrett standen zehn, etwa zehn Zentimeter hohe Fläschchen aufgereiht. In jedem steckte eine kleine Blume. Ein lila Glöckchen. Ein gelbes Schläuchchen. Ein rotes Böllerchen. Ein weißes Späßchen. Ein scharlachrotes Fleckchen. Yoshiro dachte: *Mumey wäre von dieser Farbengirlande sicher entzückt. Ich sollte unsere Fensterbank auch mit Blumen schmücken.* – Eine Stimme hinter ihm rief: *Guten Morgen!* – Er drehte sich überrascht um und sah die Frau aus dem Nachbarhaus. Sie trug ein rotes Seidenkleid und hatte ihre weißen Haare zu einem festen Knoten zusammengebunden. In dem Rollstuhl, den sie immer näher schob, saß das Mädchen, das sonst ja immer eine Art Raumanzug trug, in einem weißen Kleidchen und lächelte. Das Schwarz ihrer leuchtenden Pupillen changierte, je nach dem Einfallswinkel des Sonnenlichts, ins Azurblaue. Ihre Augen standen ziemlich weit auseinander. Vielleicht schwindelte es ihm deshalb ein wenig, wenn Yoshiro mit ihr redete. Er wünschte sich, dass Mumey einmal mit ihr sprechen könnte.

»Entschuldigen Sie bitte, ich habe mir Ihre Blumen angeschaut. Sie sind sehr schön. – Eigentlich möchte ich Sie aber fragen, ob Sie meinen Urenkel nicht einmal kennenlernen wollen?«

Yoshiro war, als er dies sagte, zögernd ein paar Schritte rückwärtsgegangen. Die beiden waren ihm

umstandslos nickend gefolgt. Mumey kauerte neben Yoshiros Fahrrad und drehte mit seinen Händen langsam an den Pedalen.

»Mumey, begrüße unsere Nachbarinnen!«

Yoshiro schaute dem Mädchen ins Gesicht und fragte:

»Darf ich dich nach deinem Namen fragen?«

Sie nickte Mumey einmal kurz zu und antwortete:

»Ich heiße Suiren.«

In ihrer Geste lag ein Selbstvertrauen, das sie, obwohl sie doch gleichaltrig waren, viel älter erscheinen ließ als Mumey. Den Oberkörper vorgebeugt, als würde er gleich hinfallen, ging Mumey zu ihrem Rollstuhl. Yoshiro sagte:

»Das ist mein Urenkel Mumey. Er würde Sie gerne kennenlernen.«

– Er bedauerte aber sofort, dass er ihn sich nicht hatte selbst vorstellen lassen. Denn Mumey zeigte jetzt mit dem Finger auf Yoshiro und sagte seinerseits:

»Das ist Yoshiro. Er würde Sie gerne kennenlernen.«

Die Nachbarin antwortete, jede Silbe fast überdeutlich betonend:

»Mein Name ist Ne-mo-to.«

Und ließ so ihre familiäre Beziehung zu Suiren im Unklaren. Mumey konnte seine Augen nicht von dem Mädchen abwenden. Sie so anzustarren, war Mumey offensichtlich überhaupt nicht peinlich. Und es kümmerte ihn auch nicht, von ihr angestarrt zu werden. Es

war Yoshiro, der es nicht länger aushielt, Mumeys am Arm packte und ins Haus zerrte:

»Wenn wir jetzt nicht gehen, kommen wir zu spät in die Schule!«

Hier wischte er mit einem kleinen Handtuch, das er mit einem Desinfektionsmittel getränkt hatte, das Fahrradöl von Mumeys Händen.

Von den Knien an bis zu den Füßen waren Mumeys Beine wie die Beine von Vögeln nach innen gebogen. Wenn er ging, schien es, als wollte er sie bei jedem Schritt nach außen öffnen. Um dabei das Gleichgewicht zu halten, schlug er mit seinen Armen große Kreise in der Luft. Und die schief von seinen Schultern hängende Schultasche klopfte rhythmisch gegen seine mageren Hüften. – Yoshiro schob sein Fahrrad. Mumeys trottete nebenher. Und versuchte so zu tun, als wüsste er nicht, dass Yoshiro, der so tat, als wäre es sein normales Tempo, absichtlich so langsam ging. Sie gingen so langsam, wie sie langsamer gar nicht hätten gehen können.

Wenn Mumeys stehen blieb, blieb auch Yoshiro stehen. Nach einer Weile ging Mumeys weiter. Blieb aber nach zehn Schritten wieder stehen. Jeder Schritt war Schwerarbeit.

Jeden Tag legte Mumeys an unsichtbaren Stellen gleichsam Muskeln an. Keine Muskeln, die sich äußerlich sichtbar, wie bei Muskelprotzen, entwickelt hätten. Sie waren wie ein Netz, das sich im Innern seines Körpers

verbreitete und Mumey die nötige Kraft gaben, auf jene nur ihm mögliche Art zu gehen. – Yoshiro fragte sich bisweilen, ob die übliche menschliche Weise, sich aufrecht und auf zwei Beinen auf der Erde fortzubewegen, vielleicht gar nicht die Beste sei. Warum sollten die Menschen, immerhin hatten sie ja aufgehört, in Autos zu fahren, eines Tages nicht auch das Gehen auf zwei Beinen einfach abschaffen und ganz neue Bewegungsarten erfinden?! Und wenn sie alle wie Kraken auf der Erde herumrutschen werden, kann Mumey ja vielleicht an Olympiaden teilnehmen.

Yoshiro musste sich aus seinen absurden Tagträumen reißen, stellte sein Fahrrad ab und sagte:

»Du bist heute wirklich gut gelaufen. Länger und weiter als gestern!«

Er schob seine Hände unter seine Achseln und hob Mumey hoch. – Wie immer schmerzte es ihn, wie leicht der Junge war. Und wie immer platzierte er ihn sanft auf den Königsthron, zu dem der Gepäckträger seines Fahrrads umgebaut war. Ein weiches Kissen, drauf zu sitzen. Eine Rückenlehne, die bis zum Kopf reichte. Armstützen. Fußstützen. Wadenschützer. Ein grüner Sitzgurt. Und noch mehr. – Eine wahre Spezialanfertigung von einem Königsthron! – Yoshiro trat kräftig in die Pedale.

[...]